

„Das Karussell“ – eine literarische Zeitschrift der Nachkriegszeit

Von Dietfrid Krause-Vilmar

In Kassel wurde zwei Jahre lang, vom Juli 1946 bis zum Juni 1948, eine anspruchsvolle literarische Monatsschrift herausgegeben, die bislang wenig beachtet wurde, obgleich sich dort zahlreiche Erstveröffentlichungen und Erstdrucke der Weltliteratur finden. Kein Geringerer als Arnold Bode, der spätere Begründer der *documenta*, hat zahlreiche Umschlagbilder gestaltet. Ingrid Laurien hat den politischen Rahmen der Entstehung des „Karussells“, das „zu den wichtigsten Literaturzeitschriften der Nachkriegszeit in Deutschland gezählt werden kann“, und dessen Bedeutung im Vergleich mit den anderen Zeitschriften der Nachkriegszeit dargestellt.¹

Die Zeitschrift wurde von Harriet Schleber, geb. Maria-Harriet von Alvensleben publiziert, die 1946 in Kassel einen eigenen Verlag, den Harriet-Schleber-Verlag, gründete. Sie war 1917 geboren worden und hatte die Internate Salem, Hermannswerder und Nordeck besucht. Sie war an Politik, Literatur und Musik interessiert. Ihr Sohn beschreibt sie als eine schöne, temperamentvolle Frau, die als 18-Jährige den erheblich älteren Industriellen Werner Schleber (*1895) geheiratet hatte. Bereits im Januar 1945 beschloss Schleber, sein Unternehmen in Greiz aufzugeben und in den Westen zu gehen. Über das Internat Burg Nordeck landete die Familie in Marburg, mehr zufällig wohl. Harriet hatte beim Einmarsch der Amerikaner den späteren US-Kulturoffizier in Kassel George Aldor kennen gelernt, dessen beeindruckende Persönlichkeit ihr Herz gewann². Sie trennte sich von ihrem Mann und ging mit Aldor zunächst nach Kassel, wo sie ihn im November 1947 heiratete, und im Dezember 1947 in die USA. Im Jahre 1969 kehrte sie nach Deutschland zurück, nachdem die Ehe mit Aldor gescheitert war. Sie starb 1974 an einer schweren Krankheit in München. Harriet entstammte einer niederdeutschen Adelsfamilie, die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüber stand. Ihr Vater hatte als Offizier den Eid auf Hitler verweigert und war nur knapp den Mordkommandos im Juni 1934 entgangen. Er hatte Kontakte zum Widerstandskreis um den 20. Juli.³

Eine maßgebliche Rolle bei der Herausgabe der Zeitschrift spielte George Aldor, der ursprünglich aus Wien stammte und in die USA ausgewandert war. Aldor hatte ausgewiesene kulturelle Kenntnisse und ein hohes Interesse an der Wiederbelebung der Kultur in Kassel.⁴

¹ Ingrid Laurien: „Das Karussell“. Eine literarische Monatsschrift aus Kassel 1946-1948, in: *Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte (ZHG)* 105 (2000), S.237-250.

² Barbara Orth: Ein Kulturoffizier in Kassel [i.e. G. Aldor], in: (k)Kulturmagazin Nr. 142, Juli/August 2008, S. 23-25.

³ Grundlage für dieses Biogramm bilden Mitteilungen des Sohnes Werner Schleber aus München (2008).

⁴ Die Hessischen Nachrichten bescheinigten ihm bei seinem Abschied aus Kassel im Dezember 1947, dass er sich „auch um die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse, vor allem im Kulturleben, außerordentli-

Ob George Aldor als der für die Erteilung der damals entscheidend wichtigen Lizenz zuständige amerikanische Offizier oder Harriet Schleber als spiritus rector für die Gründung der Literaturzeitschrift anzusehen ist, war nicht ermittelbar. Ihre Schwester Annali von Alvensleben vermutet Aldor als Initiator der Zeitschrift, dessen Kulturpolitik in Kassel Format hatte.⁵ Aldor selbst hat in einem späteren Interview die Initiative seiner Frau betont: «Ma femme Harriet avait reconstruit un cercle littéraire de réfugiées allemands en Amérique comme elle l'avait fait à Marbourg ou à Kassel.»⁶

Die Zeitschrift erschien monatlich gleichmäßig in sehr hoher Auflage, zunächst in 35 000, ab Oktober 1947 in 25 000 Exemplaren. Die Hefte hatten einen Umfang von 64 Seiten. Warum das „Karussell“ mit dem 24. Heft im Juni 1948 plötzlich sein Erscheinen einstellte, ohne Ankündigung und Pressemitteilung, ließ sich nicht aufklären. Die GmbH – als solche wurde der Harriet-Schleber-Verlag mit einem Stammkapital von 20.000 RM ins Handelsregister eingetragen – wurde erst zwei Jahre später, 1950, nachdem das Konkursverfahren über das Vermögen der Gesellschaft im selben Jahr eröffnet war, aufgelöst.⁷ Die Zeitschrift wird heute gelegentlich antiquarisch angeboten; ein vollständiges Exemplar befindet sich auch in der Universitätsbibliothek Kassel.

Auf die Zeitschrift bin ich gestoßen, als ich die „Ballade von den Widersprüchen meines Lebens“ des Kasseler Intellektuellen Kurt Finkenstein, die er im Zuchthaus Kassel-Wehlheiden verfasste, im ersten Heft des „Karussells“ entdeckte; die „Briefe aus der Haft“ Kurt Finkensteins habe ich gemeinsam mit Susanne Schneider vor Jahren herausgegeben.⁸

I

Das bislang wenig beachtete »Karussell« ist literaturwissenschaftlich nicht untersucht oder bearbeitet worden. Die Absicht dieses Aufsatzes ist es nicht, sich auf das Feld der Literaturwissenschaft zu begeben. Da die meisten Beiträge im „Karussell“ nach 1945 verfasst wurden (bei einigen ist der Nachweis nicht aufgeführt), bieten sich zwei historisch-politische Fragen an, denen im Folgenden nachgegangen werden soll:

Welche Rolle spielt im „Karussell“ die nationalsozialistische Zeit? Und, sofern sie eine Rolle spielte, scheint etwas von der Geschichte der Person des Schriftstellers in der NS-Zeit in seinem Werk auf bzw. ist die eigene Biographie integriert oder wird von ihr ganz abgesehen, lässt man sie unbeachtet?

Unter dieser Fragestellung wurden die Beiträge in den 24 Folgen des Karussell gelesen. Es geht dabei nicht um besserwisserische Urteile ex post, sondern um die Frage, ob das Epo-

che Verdienste erworben“ habe (HN Nr. 154 vom 4.12.1947), woran bei seinem Besuch in Kassel im Jahre 1989 erinnert wurde (HNA Nr. 246 vom 21. 10. 1989).

⁵ Annali von Alvensleben, Abgehoben. Biographie, Hamburg 1998, S. 142: „Ich konnte mir nicht vorstellen, dass [sie] plötzlich literarisch-künstlerische Neigungen bei sich entdeckt haben sollte.“

⁶ G. Aldor in einem Interview, das mir Barbara Orth (Kassel), die mit der Witwe Aldors (in Paris) sprach, zur Verfügung stellte.

⁷ Unterlagen des Handelsregisters im Amtsgericht Kassel (HRB 1073). Der Gesellschaftsvertrag und die Beschlüsse der Gesellschaft sind „ausgesondert“ und finden sich auch nicht im Hessischen Staatsarchiv Marburg.

⁸ Kurt Finkenstein: Briefe aus der Haft 1935-1943. Herausgegeben, kommentiert und eingeleitet von D. Krause-Vilmar unter Mitarbeit von Susanne Schneider (Nationalsozialismus in Nordhessen – Schriften zur regionalen Zeitgeschichte, Heft 19), Kassel 2001.

chenereignis Nationalsozialismus in den Jahren unmittelbar nach seinem Ende einen Niederschlag in der schönen Literatur gefunden hat. Das bekannte Wort Theodor W. Adornos aus dem Jahre 1951, Gedichte nach Auschwitz zu schreiben sei unmöglich, verdeutlicht das Problem.⁹

Dabei beschränke ich mich im Folgenden auf die deutschsprachigen Autoren und beziehe die Werke weltbekannter Autoren aus anderen Ländern wie William Faulkner, Ernest Hemingway oder Albert Camus deshalb nicht ein, weil es mir um den Umgang mit dem Nationalsozialismus *von deutscher Seite* und in *Deutschland* geht – nicht zuletzt auch unter autobiographischen Aspekten bei den Autoren.

Zunächst zur ersten Frage, welche Rolle die NS-Zeit in den literarischen Texten spielt. Ich war erstaunt festzustellen: Sie ist selbst nicht Thema. Es überrascht von daher auch nicht, dass Begriffe wie z. B. Reichsschrifttumskammer, Schreib- und Berufsverbot – um die dem Schriftstellerberuf nahen Erscheinungen zu nennen – sich in den Texten nicht finden. Hitlerjugend, S.A., S.S., Reichsarbeitsdienst, Lager, Zwangsarbeit, Judenverfolgung, Gestapo oder auch: Widerstand – die Reihe für die Bearbeitung des Nationalsozialismus unverzichtbarer Begriffe ließe sich mühelos bei gleichem Befund fortsetzen – tauchen nicht auf. Auch Personennamen wie Hitler, Goebbels, Himmler, Heydrich, ohne die das System undenkbar wäre, sind nicht aufgenommen. Man kann ohne Übertreibung zusammenfassen: Die Wirklichkeiten der NS-Diktatur und des vom NS bestimmten Alltags kommen im „Karussell“ nicht vor.

Drei Texte sind in der Zeitschrift enthalten, in denen ein *rückblickender* Bezug zur NS-Zeit gegeben ist.

Im ersten Beitrag bilden die SS-Verbrechen in einem Ghetto den Hintergrund für eine innere Auseinandersetzung eines ehemals Verfolgten mit seinen Rachebedürfnissen – ein in der Nachkriegszeit bekanntes Motiv der Reifung und Läuterung Verfolgter angesichts auftauchender unmittelbarer Vergeltungsbedürfnisse, die nahe lagen und in jenen Jahren auch nicht selten ausgeübt wurden. Helmut Hauri, der als Journalist der „Linkspresse“ in der Nazi-Zeit den Beruf verlor und Handelsvertreter wurde, schrieb „Die Prüfung“: Hermann Levi, so nennt er den Verfolgten, begegnet durch Zufall Jahre später während eines Kinobesuchs erneut dem „Henker von Sokolow“, den er im dortigen Ghetto fürchten und hassen lernte. Seit langem hatte er beschlossen, ihn zu töten, falls er seiner habhaft werden könne, um seine ermordeten Kameraden zu rächen. In der nun überraschenden persönlichen Begegnung mit ihm tut er es nicht und teilt ihm auch den Grund dafür mit: „weil ich Mitleid habe ...“. Die Erzählung schließt: „Und sehen Sie, es ist schön, hoffen und glauben zu können, dass man die Prüfung, die große entscheidende Prüfung bestanden hat.“¹⁰ Denkbar, aber nicht ange-deutet ist, dass Hauri hier eigene Erfahrungen aufgegriffen hat.

⁹ Adorno behandelte das Problem der Grenzen der Kulturkritik und führte in diesem Zusammenhang aus: „Je totaler die Gesellschaft, um so verdinglichter auch der Geist und umso paradoxer sein Beginnen, der Verdinglichung aus eigenem sich zu entwinden. Noch das äußerste Bewusstsein vom Verhängnis droht zum Geschwätz zu werden. Kulturkritik findet sich der letzten Stufe der Dialektik von Kultur und Barbarei gegenüber: nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frisst auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben.“ In: „Kulturkritik und Gesellschaft“, (1951), in: Adorno: *Gesammelte Schriften*, Bd. 10.1. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt 1997, S. 30.

¹⁰ Helmut Hauri: Die Prüfung, in: *Das Karussell*, 2. Jg., Folge 16, S. 52.

Wolfgang Weyrauch lässt in einer Parabel Abraham a Sancta Clara, den Kanzelredner und populistischen Prediger aus dem 17. Jahrhundert, als Geist unter den Deutschen wieder erscheinen.¹¹ Dieser findet überall im Lande nur „Feigheit, Faulheit und Dummheit“ vor, die Weyrauch pauschal als „die drei deutschen Todsünden“ bezeichnet. In dieser Allgemeinheit und behaupteten Typik des deutschen Nationalcharakters ist diese Sichtweise nicht nur historisch falsch, da es sowohl feige wie mutige, dumme wie gescheite und faule wie fleißige Deutsche unter Nazis wie unter Nicht-Nazis gab; sie trägt auch zur Erklärung des Nationalsozialismus nichts bei, führt eher in die Irre. Zudem stellt sich mit diesem allgemeinen Vorwurf Weyrauch, der sich bestimmt nicht zu den Dummen, Faulen und Feigen zählte, außerhalb des historischen Geschehens.

Rudolf Hagelstange nimmt im ersten Heft programmatisch zum Umgang mit der NS-Vergangenheit Stellung: In seinem Beitrag „Jugend ohne Götter?“, was zu übersetzen ist mit „Jugend ohne Werte?“, wird der besondere Charakter des Nationalsozialismus – gerade auch in seiner epochalen Bedeutung für die deutsche Geschichte - deutlich angesprochen. Allerdings fällt dieser anspruchsvolle und bedeutende Beitrag von der Form her aus dem Rahmen. Denn es handelt sich hier nicht um eine Erzählung, Kurzgeschichte o. ä., sondern um einen grundsätzlichen Aufsatz zur derzeitigen Lage junger Menschen der Kriegsgeneration, um eine politische Botschaft, einem politischen Testament vergleichbar, die Wege zur künftigen Neuorientierung aufzeigen will. Die jungen Menschen

„müssen begreifen, dass hier nicht nur ein Krieg verloren und ein System gescheitert ist, sondern dass die Geschichte gerichtet hat über ein Volk, das die Inkarnation seiner Fehler für die gegebene Form des Lebens und seiner Beziehungen zu den anderen Völkern der Erde ansah. Sie müssen erkennen, dass zu einer sinn- und ehrenvollen Fortsetzung unseres Daseins keine Tarnung, kein neues Gewand, keine neue Taktik geboten sind, sondern dass sie nackt und bloß auf den Trümmern ihres Vaterlandes ihre Hände zu jenen Göttern heben müssen, die uns zuschanden werden ließen, da wir sie verrieten. (...) Sie dürfen keinen Augenblick daran zweifeln, dass Gewalt und Hass, Überheblichkeit und Knechtssinn zugleich, Unwahrheit und Dummheit Götzen sind, denen nur Barbaren oder Wilde anhängen können (...); und es muss ihnen klar sein wie das Licht des Tages, dass ihre Götter heißen müssen von nun an und für immer: Recht und Liebe, Wahrheit, Freiheit, Mittlertum und Bildung. Und sie sind es den unzähligen Opfern des Krieges in allen Ländern und Völkern schuldig, dass sie sich durch keine Gewalt davon abbringen lassen, diesen Göttern leidenschaftlich zu huldigen, die Jedermann lieben muss, der sie erkannt hat“.¹²

Soweit zu den indirekt die NS-Zeit berührenden Beiträgen.

Nun konnte es im „Karussell“ nicht darum gehen, von der ersten bis zur letzten Seite der Zeitschrift die NS-Zeit literarisch zu behandeln. Nichts spricht gegen die Dominanz so genannter schöngeistiger Literatur in einer literarischen Monatsschrift, nichts gegen Erzählungen, Gedichte, Sonette und Kurzgeschichten aus allen Bereichen menschlichen Lebens, über

¹¹ Wolfgang Weyrauch: Die drei deutschen Todsünden, in: Das Karussell, 1. Jg., Folge 5, S. 13-16.

¹² Rudolf Hagelstange: Jugend ohne Götter? In: Das Karussell, 1. Jg., Folge 1, S. 10-19, hier: S. 18.

Liebe, Tod und Eifersucht, Frühling und Winter, über Fasching und Weihnachten usw. Und viele solche Themen finden sich im „Karussell“, auch von Klassikern wie Bergengrün, Wiechert, Hausmann und anderen. Aber konnte man deshalb schweigen zu den unsagbaren Verbrechen des Unrechtsstaates, zu den Ermordeten und Beschädigten? Hatte „die Literatur“ nichts mitzuteilen zum sozialistischen Widerstand, zu Stauffenberg und Adam von Trott zu Solz? Hatte sie keine Mitteilung für die überlebenden Verfolgten?

Mit keinem Wort wird der Charakter des Eroberungs- und Vernichtungskrieges als solcher in den Texten erkennbar. Zwar gibt es einige Geschichten um Soldaten und von Soldaten – aber von der Ermordung der europäischen Juden, der sowjetischen Kommissare, der polnischen Intelligenz ist nicht die Rede. In „Die Botschaft“ überbringt ein Soldat, wahrscheinlich der Autor Heinrich Böll selbst, einer Frau die Nachricht und letzten Habseligkeiten ihres „in Gefangenschaft im Westen“ [!] im Juli 1945 ums Leben gekommenen Mannes; die Stimme eines anderen Mannes ist vom Flur her zu vernehmen.¹³

An Versen überhöhter Selbstklage mangelt es indessen nicht. Das eigene Leid und Elend wird deutlich ausgesprochen.

„Wohin sollen wir die Schritte wenden./ wenn sich rings die Welt zum Tode neigt,
/Trümmer, Schutt und Not an allen Enden,/ und die Trauer nicht mehr von uns weicht?/ (...)
Wenn der Hunger seine grauen Fetzen/ zitternd um der Menschen Leiber legt,/ wenn mit
jedem Jahre das Entsetzen/ fürchterlicher uns zu Boden schlägt?“

– so fragt Hans Thiess im Juli 1947.¹⁴

Dabei gab es in jenen Jahren literarische (und andere künstlerische) Werke, die die Nazizeit thematisierten. Ein Gedicht wie das des hessischen Heimatdichters Heinrich Ruppel, das einen historischen Sachverhalt, ein SS-Verbrechen der letzten Kriegsphase im nordhessischen Dorf Hülsa, darstellte und zugleich eine unschuldig ermordete Frau ehrte und würdigte, findet sich im „Karussell“ nicht. Um es zu verdeutlichen, einige Verse aus dem Gedicht „Mutter Mand“:

»Wer hat Euch mir zum Richter gesetzt?«/ Spricht sie todernst. »Weib, schweige jetzt.
Hast Du den Hitleradler – uns teuer - /Beschimpft?« Sie nickt. Kommando: »Feuer!«
Revolverschüsse knattern und knallen./ Die Kinder sehn ihre Mutter fallen.
Sie liegt auf der Straße regungslos./ Im Haus bricht Wimmern und Weinen los.
Befehl des Hauptmanns der Waffen-SS:/ »Wir machen mit Feinden kurzen Prozess,
Und wer der Verräterin Leiche berührt,/ Soll wissen, dass gleiches Los ihm gebührt,
So liegt sie und bleibt liegen hier,/ Als wär's der Kadaver von einem Tier.«

¹⁵

¹³ Heinrich Böll: Die Botschaft, in: Das Karussell, 2. Jg., Folge 14, S. 43-47.

¹⁴ Hans Thiess: Quo vadis? In: Das Karussell, 2. Jg., Folge 13, S. 1.

¹⁵ Kasseler Sonntagsblatt, 87. Jg., Nr. 29 vom 18. 6. 1965, S. 15. Der genaue Nachweis der Entstehungszeit ist uns nicht möglich gewesen. Als sicher kann nach Mitteilung eines Enkels von Heinrich Ruppel gelten, dass das Gedicht lange Zeit vor dem mir vorliegenden Abdruck verfasst wurde. Möglicherweise ergibt sich si-

Eine derartige, hier bei Ruppel sichtbare Dimension des *literarisch bearbeiteten konkreten historischen Geschehens* findet sich im „Karussell“ nicht. Ist die Literatur der Provinz näher an den sie unmittelbar umgebenden Ereignissen und damit an den kulturellen und gesellschaftlichen Wirklichkeiten als die Weltliteratur? Ruppel verbleibt im übrigen nicht auf der lokalen Ebene (Hülsa), sondern lässt übergreifende Wirklichkeiten aufscheinen; wenn er die „noch sinnlos wütende Vernichtung des Krieges“ anspricht und die SS-Männer als „Mörderbande“ bezeichnet.

Joachim Boeckh plädierte für die Gegenwartsnähe der Literatur und schlug in diesem Zusammenhang vor, die Bearbeitung der Nazizeit wegen des fehlenden zeitlichen Abstandes späteren Historikern zu überlassen:

„Was interessieren uns unsere Nöte aus der Epoche zwischen 1933 und 1945? (...) Später wird es vielleicht einmal wichtig sein, zu wissen, wie wir im Hitler-Regime lebten und dachten. Mögen die Berufenen darüber schreiben, wenn die Zeit gekommen und die genügende Distanz erreicht ist“. – „Verschont uns aber heute mit Abrechnungen! (...) Verschont uns auch mit geschichtlichen Darstellungen, wie es dazu kam!“

Boeckhs Credo: „Es geht um den konkreten Deutschen von 1947 - und es geht **nicht** darum, dass private Erlebnisse verbreitet werden!“¹⁶

Dieser Affront gegen das Private scheint mir nicht untypisch für eine bestimmte Denkhaltung zu sein, die im Nationalsozialismus mit dem Motiv der gemeinschaftlichen oder nationalen Machterhaltung und -ausdehnung eng zusammenhängt. Diesem Motiv gegenüber hat sich der Einzelne mit seinen persönlichen Interessen und Gefühlen unterzuordnen. Der Nationalsozialismus hat diese Denkhaltung mit der Parole „Du bist nichts, Dein Volk ist alles!“ in einer spezifischen Ausprägung rassistisch auf die Spitze getrieben.

Theo Pirker hat nach dem Kriege in einem Gespräch gesagt:

„In unserer Generation ist eines sehr stark wieder wachgeworden, eben weil wir vom Faschismus geprägt sind, weil wir durch die Mühle des Militarismus hindurchgegangen sind, nämlich das, was wir das Private nennen können. Wir haben wieder ein sehr starkes Gefühl dafür bekommen, wie wertvoll das Private ist, d.h. wir haben eine bestimmte, oft beinahe romantische Sehnsucht bekommen für das, was wir Familie nennen, für das, was wir z.B. Wohnung nennen (im soziologischen Sinne, für das, was wir rein materielle Sicherung der Existenz nennen).“¹⁷

cherer Aufschluss in dieser Frage nach Sichtung des umfangreichen Nachlasses von H. Ruppel, der im Hessischen Staatsarchiv als Depositum (noch nicht verzeichnet) liegt.

¹⁶ Joachim Boeckh: Die erzieherische Aufgabe der deutschen Literatur, in: Das Karussell, 2. Jg., Folge 14, S. 13f., 21.

¹⁷ Theo Pirker: Die Jugend in der Struktur unserer Gesellschaft, in: DGB-Bundesvorstand (Hg.), Arbeitstaugung der Gewerkschaftsjugend Oberursel 25.-27.2.1954, S. 23.

Diese Wiederentdeckung oder Wertschätzung des Privaten spiegelt sich durchaus auch in zahlreichen Texten im „Karussell“. Gefunden wurde allerdings nur ein Text, in dem die private Lebensgeschichte der Nazizeit nicht ausgeblendet, sondern in die Darstellung integriert ist – und dies ohne „Abrechnung“ und ohne antifaschistische oder selbstgerechte Überhöhung. Kurt Kersten lässt in seinem Essay „Liebe Josephine“ die eigene Person nicht außerhalb stehen, sondern in ganz bescheidener und vorsichtiger Weise, sozusagen mehr am Rande, aufscheinen - und das bei einem historischen Thema aus dem 18. Jahrhundert! Als Emigrant hatte er auf der karibischen Insel Martinique Zuflucht nehmen müssen. Er machte sich historisch kundig, pilgerte zum dortigen Geburtshaus der Josephine Tascher de la Pagerie, der verheirateten Beauharnais und späteren „Kaiserin“, und verfasste dann einen ihr gewidmeten liebenswürdigen Essay. Als er auf eine Gedenktafel für den Heiligen von Tours, Papin du Pont, stieß, schrieb er: „Ich denke an den Papin meiner Heimat, der das erste Dampfschiff auf der Fulda fahren ließ – ein Emigrant wie ich.“ Oder an anderer Stelle: „Später bin ich noch oft im Dorf gewesen, hatte Bekannte dort, Menschen aus Cayenne und Curacao, Menschen von Martinique, Farbige, ich saß an ihrem Tisch und trank mit ihnen. Sie waren freundlich zu dem Mann, der vor Hitler zu den Farbigen geflohen war.“¹⁸

II

Die Autoren des „Karussell“ sandten der Redaktion Informationen zur Person, biographische Notizen, die in den einzelnen Heften jeweils auf den letzten Seiten abgedruckt wurden. Von Interesse ist an diesem Kontext, wie hier bei der Darlegung der eigenen Person die Nazizeit vorkam.

Zu deutschsprachigen Schriftstellern liegen 81 Biogramme vor, die – von zwei Ausnahmen abgesehen - von den Autoren bzw. Autorinnen auf Anfrage in den Jahren 1946-1948 eingereicht worden waren und insofern als – in Einzelfällen möglicherweise redaktionell bearbeitete – Selbstzeugnisse anzusehen sind. Selbstzeugnisse unmittelbar nach dem Ende der NS-Zeit sind insofern hier unter der Fragestellung von Interesse, ob diese meist sehr knapp gehaltenen Biogramme in der Wortwahl oder im Gehalt Aussagen über die eigene Person während der vergangenen zwölf Jahre bzw. über die Sicht des Nationalsozialismus im übergreifenden Sinne zulassen.

Eine Schwierigkeit der Deutung besteht darin, dass die Autoren oder die Redaktion die biographischen Informationen durchgehend in der dritten Person mitteilen. Es wird *über* die Person geschrieben. Dies nimmt der Darstellung den Charakter der Unmittelbarkeit. Nur gelegentlich scheint die Sprache des Autors selbst auf.

Bei einem Fünftel (16) der Biogramme tauchen mehr oder weniger deutliche Bezüge zur NS-Zeit auf. Auf die vergangenen Verfolgungs- und Unterdrückungsvorgänge in den Jahren 1946 -1948 in der amerikanisch besetzten Zone autobiographisch hinzuweisen, war vermutlich unproblematisch. Schwieriger dürfte es gewesen sein, die eigenen Beteiligungen an der NS-Kulturpolitik zum Gegenstand selbstkritischer Reflexion zu erheben. Hans Dieter Schäfer

¹⁸ Kurt Kersten (New York): Liebe Josephine. In: Das Karussell, 3. Jg., Folge 20, S. 8-14.

untersuchte an anderer Stelle die Biogramme von Günter Eich und Wilhelm Lehmann, „weil diese [ihre] Grundhaltung repräsentativ für die nach 1945 in Wirklichkeit versäumte Selbstreinigung und Offenlegung des ‚Doppellebens‘ ist.“¹⁹

Drei Schriftsteller erwähnen die Verbrennung ihrer Werke im Mai 1933 (Ernst Glaeser, Kurt Kersten, Frank Thiess). Fünf führen ihre unfreiwillige bzw. erzwungene Auswanderung (Bernhard von Brentano, Ernst Glaeser, Kurd Hartwin, Kurt Kersten und Carl Zuckmayer) auf; acht thematisieren die gegen sie verhängten Ausgrenzungen, Schreib- bzw. Berufsverbote (Otto Flake, Helmut Hauri, Martin Kessel, Horst Lange, Otto Pankok, Emil Schering, Karl Ludwig Skutsch, Frank Thiess). Bei Flake, Schering, Thiess, Rinser und Boeckh hat offenbar der Autor unmittelbar die Formulierung vorgegeben. Otto Flake spricht wohl selbst, wenn in seinem Biogramm berichtet wird, dass er „neben Gerhart Hauptmann als einziger die Ehre hatte, dass sein Beitrag nicht gedruckt werden durfte – weil er mit einer nicht-arischen Frau verheiratet war.“²⁰ Scherings letzte Strindberg-Bände „blieben Manuskript, da die Kriegshetzer des Naziregimes Strindberg als Friedensapostel totsichweigen wollten.“²¹ Über Frank Thiess wird mitgeteilt, dass sein Stuttgarter Verleger „Neuaufgaben für unvereinbar mit der nationalsozialistischen Gesinnung hielt.“²² Luise Rinser erwähnt das gegen sie wegen „Wehrkraftersetzung“ verhängte, nicht mehr vollstreckte Todesurteil, Joachim G. Boeckh teilt „ein halbes Jahr Konzentrationslager wegen illegaler Fortführung der bündischen Jugendbewegung“ mit, ohne den Namen des Lagers selbst zu nennen. Der einzige Name eines NS-Lagers, der einmal auftaucht, ist derjenige des Vernichtungslagers Auschwitz, in dem Kurt Finkenstein 1944 ums Leben gebracht wurde.

Bei einem Viertel (21) wird die Teilnahme am „Krieg“, siebenmal die „Gefangenschaft“ erwähnt. Die Kriegsteilnahme wird bezeichnet als „Soldatenzeit“ (Wolfgang Borchert, Wolfgang Weyrauch), als „Soldat auf dem italienischen Kriegsschauplatz“ (Ernst Glaeser), als „Militärdienst“ (Michael Huck), als „Kriegsteilnahme“ (Klaus von Külmer), als „Dienst in Russland“ (Robert Lubahn), als „Militärdienstzeit“ (Hans Obergethmann), als „Wehrdienst“ (Erich Prochaska, Siegfried von Vegesack, Hans-Henning Zencke), als „Seemann während des Krieges, vom ersten bis zum letzten Tage“ (Ernst Schnabel) und als „Unterbrechung der Schulzeit durch Luftwaffenhelfer und Soldatendienst“ (Günther Steinbrinker). Im Vordergrund steht hier das Wort „Dienst“. Ein Dienst ist eine gebotene Verpflichtung, der man sich unterzieht. Der Staat ruft hier zum Dienst auf, und man folgt diesem Ruf. Die Soldatenzeit wird nicht rühmend angeführt, sie wird nicht verschwiegen, aber sie zählt anscheinend insgesamt nicht zu den negativen Punkten der Lebensbilanz. Mehr oder weniger deutlich erscheint sie in den Biogrammen als „Unterbrechung“ eines Bildungsgangs oder literarischen Schaffens. Kritische Implikationen zum Charakter dieses rassistischen Eroberungskrieges, zu den Kriegszielen o-

¹⁹ Hans Dieter Schäfer: Das gespaltene Bewusstsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945, 2. Aufl., München und Wien 1982, S. 68. – Schäfer zeigt am Beispiel der Mitarbeit von Gustav René Hocke in der Zeitschrift „Der Ruf“ die Einbeziehung von Autoren, die in der Nazizeit publizierten. Dass Hocke von 1934-1940 Kulturredakteur der Kölnischen Zeitung und von 1940-1943 deren Italienkorrespondent war, gibt er in seinem Biogramm im „Karussell“ nicht an. Dort ist die Rede davon, dass er sich „um die besten Werte der geistigen Tradition Europas bemüht“ habe. – Das Karussell, 2. Jg., Folge 16, S. 60.

²⁰ Biogramm zu Otto Flake, in: Das Karussell, 1. Jg., Folge 3, S. 63.

²¹ Biogramm zu Schering, in: Das Karussell, 2. Jg., Folge 18, S. 60.

²² Biogramm zu Frank Thiess, in: Das Karussell, 2. Jg., Folge 10, S. 61.

der zur Kriegsführung bzw. zu einzelnen Erscheinungen des Krieges finden sich hier nicht. Nicht einmal vorsichtige ironische oder sarkastische Distanzierungen zu dieser erzwungenen Teilnahme lassen sich bei den Autoren in den Biogrammen nachweisen.

Bei einem Drittel (27) der Biogramme werden ausschließlich die eigenen literarischen und künstlerischen Werke aufgeführt. Die Nazizeit und der Krieg bleiben unerwähnt – an sich bei einer Literaturzeitschrift nichts Ungewöhnliches, wird man einwenden. Andererseits war der Nationalsozialismus keine „normale“ politische Erscheinung, über die man zur Tagesordnung hätte übergehen können. Millionen Unschuldige waren ermordet, Millionen junger Menschen in einen rassistischen Eroberungskrieg getrieben worden, eine grausame Diktatur hatte im Innern jedes freie Wort zu ersticken gesucht, Bücherverbrennungen im Mai 1933 und Reichsschrifttumskammer hatten hunderte Schriftsteller ins innere und äußere Exil verbannt. Schließlich ist davon auszugehen, dass die meisten der Autoren in dieses Geschehen in der einen oder anderen Weise persönlich selbst verwickelt waren. Konnte man das nach 1945 einfach übergehen?

III

Die Literatur im „Karussell“ hat entweder keine Sprache für das jahrelang unmittelbar selbst erlebte Geschehen in der Nazizeit gefunden oder sie hat sich dem Geschehen nicht stellen können oder nicht stellen wollen. Aber warum?

So klar der Befund ist, so schwierig ist es, eine Erklärung zu finden. Es hat anscheinend verschiedene Motive für diese Haltung gegeben.

Bei einigen dürfte ein bestimmtes traditionelles Verständnis von Literatur, in der die gesellschaftliche Wirklichkeit unmittelbar nicht vorkommt, eine Rolle gespielt haben. Literatur hat sich in diesem Verständnis etwas neu auszudenken, auszumalen, das als eigenes Werk weit über den Niederungen des täglichen Lebens steht, eine neue fiktionale Welt schafft, in die der Leser wie in ein Raumschiff einsteigt und die Bodenhaftung hinter sich lässt.

Einige Autoren jedoch wie z. B. Joachim C. Boeckh widersetzten sich offensiv gerade diesem Verständnis von Literatur:

„Die Dichter dichten! Sie dichten in Mengen. Sie dichten von der Liebe und vom Frühling und von Gott und der Welt. (...) Es ist ein Elend mit unseren deutschen Poeten. Was haben ihre Gedichtchen mit dem Deutschland von 1947 zu tun? Nichts, gar nichts. Nennen wir diese Produkte frank und frei, was sie sind: Lyrische Selbstbefriedigungen.“²³

Hier ist ein konkreter Gegenwartsbezug seitens der Literatur gefordert – bei Boeckh verbunden mit gleichzeitig heftiger Abwehr der Thematisierung der NS-Vergangenheit!

Bei anderen Autoren dürfte das Schweigen über die Nazizeit mit dem eigenen Engagement in jenen Jahren zu tun haben, so dass man aus Gründen eines fragwürdigen Selbstschutzes am besten an dieses Thema nicht rührte.

²³ Joachim C. Boeckh: Die erzieherische Aufgabe der deutschen Literatur, in: Das Karussell, 2. Jahrgang; Folge 14, S. 15.

Bei den meisten Autoren konnte im Rahmen dieser Studie nicht geklärt werden, warum es keine Bereitschaft gab, kritisch-selbstreflexiv der eigenen Lebensgeschichte und derjenigen der NS-Diktatur ins Auge blickend zu schreiben..

Im „Karussell“ war demnach bereits unmittelbar nach dem Krieg ein Literaturverständnis etabliert, und zwar von nicht-nazifreundlicher Seite, das erst zwei Jahrzehnte später in Deutschland infrage gestellt und aufgehoben werden sollte. Bis dahin, in den 50er und 60er Jahren, beherrschte allerdings dieses fernab der gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit sich einrichtende Schreiben die literarische Szene und prägte mit der „werkimmanenten Interpretation“ nicht zuletzt den Literaturunterricht an Schulen und Hochschulen.

War es Zufall gewesen, dass die Herausgeber als Titel der Zeitschrift ein Karussell gewählt haben? Nomen est omen? Ein Karussell kennt weder Anfang noch Ende, weder Vergangenheit noch Zukunft, dreht sich nur um sich selbst. Irgendwo steigt man ein, dreht sich mit, während die Welt an einem vorbeizieht, irgendwo springt man wieder ab

Die Zeitschrift wurde im ersten Heft auf der ersten Seite mit dem Rilke-Gedicht „Das Karussell“ und dem Bild zweier Karussellpferde von Arnold Bode eröffnet. In der letzten Strophe des Gedichtes heißt es:

„Und das geht hin und eilt sich, dass es endet,
und kreist und dreht sich nur und hat kein Ziel.

Ein Rot, ein Grün, ein Grau vorbeigesendet,
ein kleines, kaum begonnenes Profil.“²⁴

²⁴ Das Karussell, 1. Jg., Folge 1, S. 1.